

UWE LINDEMANN

»Sprechen kann man mit den Nomaden nicht«¹

Ein methodischer Versuch über Gilles Deleuze

I.

In den letzten Jahren gab es verstärkt Versuche, die komparatistische Literaturwissenschaft an kulturwissenschaftliche Methodiken anzuschließen.² Ob es die Diskussionen um die so genannte Postmoderne waren, ob es das Aufkommen bestimmter methodischer Zugriffe war, die unter den Stichworten Poststrukturalismus, Cultural Studies, Historische Anthropologie usw. subsumiert werden, ob medientechnische Entwicklungen (globale Kommunikationsformen und -netzwerke) daran beteiligt waren oder ob es der selbstlegimatorische Versuch war, literaturwissenschaftliche Kernbestände im Zeichen einer spätkapitalistischen Ökonomie an die so genannte Informationsgesellschaft anschließbar zu machen – wem diese Erweiterung letztlich zu verdanken ist, werden wohl erst die Historiker der Zukunft entscheiden. Was man auch immer von diesen Annäherungen halten mag, sie haben zu einer enormen Ausdehnung des komparatistischen Fachgebietes geführt. Und nicht nur das: Es dürfte schon jetzt klar sein, dass es keinen Weg zurück gibt, auch wenn die altherwürdigen literaturwissenschaftlichen Disziplingrenzen der Komparatistik weiterhin Bestand haben.

Allerdings ist die Adaption neuerer Methodiken relativ selektiv geschehen. Kann etwa für die Diskursanalyse, Systemtheorie, Dekonstruktion oder Medientheorie gesagt werden, dass sie nach mehr als zwanzig Jahren Diskussion für manche Bereiche literaturwissenschaftlicher Forschung, auch und gerade komparatistischer Provenienz, fast kanonischen Charakter haben, so gibt es zahlreiche andere Ansätze, die, zumal in Deutschland, bislang kaum gewürdigt wurden (vgl. Ernst 2000, 160). Einen dieser ›vergessenen‹ Ansätze hat der französische Philosoph Gilles Deleuze geliefert. Dass Deleuze in den Literaturwissenschaften kaum rezipiert wurde, verwundert umso mehr, als er von Anfang an literaturwissenschaftliche Analysen ins Zentrum seiner Arbeit stellte (vgl. Chlada 2000, 26). So hat er sich (teilweise in Zusammenarbeit mit Félix Guattari) in mehreren Monographien und Aufsätzen mit Autoren wie Kafka, Proust, Melville, Artaud oder Carroll befasst.

Im Hinblick auf Deleuze lassen sich zwei Faktoren anführen, die seinem ›Vergessen‹ in Deutschland Vorschub geleistet haben. Erstens hat er kein systematisches Konzept hinterlassen, das sich zu einer literaturwissenschaftlichen ›Groß-

1 Kafka 1970, 129.

2 Eines der ›radikalsten‹ kulturwissenschaftlichen Projekte in dieser Hinsicht ist zweifellos H. U. Gumbrechts *In 1926. Living at the Edge of Time* (1997).

theorie« ausbauen ließe, wie dies etwa für Foucault, Luhmann oder Derrida geschehen ist. Und zum anderen wurde in Deutschland relativ früh ein Verdikt über ihn ausgesprochen. Manfred Frank hatte sich bereits 1983 in seiner einflussreichen Vorlesungsreihe *Was ist Neostukturalismus?* mit neueren deutschen und französischen Theoretikern bzw. Philosophen befasst. Franks Ergebnis war für Deleuze vernichtend und gipfelte in dem Urteil von der »besoffene[n] Bastellei« (Frank 1984, 406).³ Und auch Thomas Ernst, der jüngst die wenigen, an Deleuze anschließenden deutschsprachigen Literaturanalysen von Klaus Theweleit und Stefan Hesper gewürdigt hat, kommt letztlich zu dem Ergebnis: »Deleuze aus seiner literaturwissenschaftlichen Ruhigstellung heraus zu reanimieren, erscheint nach dem Besprochenen als wenig erstrebenswert.« (Ernst 2000, 171)⁴

In größtem Gegensatz dazu stehen Äußerungen eines französischen Philosophen, der prophezeit hatte, eines Tages werde »das Jahrhundert vielleicht deleuzianisch sein« (Foucault 1997, 21). Die Äußerung stammt von Michel Foucault, mittlerweile einer der anerkanntesten Gewährsmänner neuerer literaturwissenschaftlicher Konzepte. Hier Aufwertung, dort Verteufelung: Deleuzes Denken polarisiert, und dies scheint nicht, zumindest nicht primär, nur eine Frage unterschiedlicher wissenschaftlichen Verfahrenweisen je nach Land, je nach Disziplin zu sein. Gerade der deutsche Philosoph Friedrich Balke hat in seiner 1998 erschienenen Einführung in Deleuzes Denken auf beeindruckende Weise gezeigt, dass es möglich ist, aus einer kritischen Distanz heraus die ungewöhnlichen Ansätze des französischen »Querdenkers« zu würdigen, ohne gleich methodische Geschmacksurteile zu lancieren (vgl. Balke 1998).

II.

Deleuze geht auf ontologischer Ebene von einer »flachen« Differenzlosigkeit der »Realität« aus, d.h. er versucht einen Zustand zur Sprache zu bringen, in dem sich Ordnungen, wie immer sie aussehen, noch nicht ausdifferenziert haben. Diese basale, undifferenzierte »Realität« umspannt nach Deleuze sowohl das Reale, Virtuelle und Imaginäre wie auch das Symbolische und Zeichenhafte. Selbst der Wunsch, der bei Deleuze dezidiert nicht psychoanalytisch verstanden wird, ist auf dieser Ebene so real wie die vermeintliche Faktizität, denn auch er strukturiert das Reale (vgl. Deleuze/Guattari 1977, 30 ff.). Vor diesem Hintergrund versucht Deleuze in einem zweiten Schritt, die vorfindbaren, ausdifferenzierten Ordnungen zu beschreiben, allerdings nicht als fest gefügte Systeme, die sich intern reproduzieren und somit nach Außen hin abschließen, sondern als instabile Gefüge, denen vom Rand, d.h. vom »flachen«, ungeordneten Außen her stets die Gefahr der Auflösung droht.

3 1992 legte Manfred Frank in *Der Zeit* noch einmal nach (vgl. Frank 1992).

4 Es sei in diesem Zusammenhang auf einen der wenigen neueren Versuche verwiesen, Deleuze zumindest ein Bleiberecht in der Literaturtheorie zu gewähren; vgl. Geisenhanslüke 2003 (93–95). Einzig im Rahmen der musikalischen Pop-Kultur wurde Deleuze in Deutschland früh rezipiert, wovon noch der jüngst erschienene Sammelband *Soundcultures* Zeugnis ablegt (vgl. Kleiner/Szepanski 2003).

Philosophie, Kunst und Literatur spielen für Deleuze hierbei eine privilegierte Rolle. Sie sind es seiner Meinung nach, denen es gelingt, nicht nur die »ausgefranst« Ränder von Ordnungen, sondern auch ihre internen Maschinerien (Verkettungsabfolgen) aufzuzeigen. Ordnung und Unordnung stehen in diesem Sinne nicht in einem oppositionellen Verhältnis, sondern in einem Verhältnis der Komplementarität. Ordnung und Unordnung durchdringen sich, tauschen sich aus, sind im Fluss, sind einerseits relational aufeinander bezogen, andererseits aber nicht unmittelbar voneinander ableitbar. Wichtig ist: Auch wenn das Ungeordnete quantitativ möglicherweise das Umfassendere ist, bleibt es qualitativ stets minoritär, während die Ordnung, wie immer sie aussieht, das Majoritäre repräsentiert: »Minderheit und Mehrheit sind nicht nur quantitativ einander entgegengesetzt. Mehrheit impliziert eine ideale Konstante, ein Standardmaß, an dem sie sich misst und bewertet.«⁵

Ordnung und Unordnung können nach Deleuze auch als Ströme unterschiedlicher Geschwindigkeit beschrieben werden. Ordnung versucht, das ungeordnete Strömen von Zeichen, Symbolen, Realitäten usw. soweit als möglich zu verlangsamen und umgrenzte Territorien zu bilden, in denen sich Zeichen-, Symbol-, Realitätsmaschinerien in Verkettungs- und Zirkulationszusammenhängen ausdifferenzieren können, die diese Territorien dann intern, wenn auch nicht dauerhaft, formieren und strukturieren. Nach Deleuze ist es unmöglich, das Ungeordnete durch Ordnung zum Stillstand zu bringen. Mehr noch: Die Grenzen von Ordnungen weisen stets verborgene Durchgänge (»Fluchtlinien«) auf, die sich fortlaufend verschieben und das Ungeordnete in die Ordnung eindringen lassen. Bestimmten Ordnungen – etwa dem Kapitalismus (vgl. Deleuze/Guattari 1977, 286 ff.) – gelingt es jedoch besser als anderen, ungeordnete Ströme zu integrieren, während andere, und zwar gerade solche, die sich selbst rigide intern strukturieren, weit anfälliger für Störungen sind. In diesem Sinne versucht Deleuze jenen Vielheiten und Singularitäten auf die Spur zu kommen, die innerhalb von Ordnungen, gleichgültig wie rigide sie strukturiert sind, ihr »Unwesen« treiben. Gerade dasjenige, was sich nicht formieren lässt, bzw. das, was aus Formationen (Ordnungen) ausgeschlossen wird, interessiert ihn im Verhältnis zu einer qualitativ verstandenen Mehrheit.

So lässt sich aus Deleuzes Schriften konsequenterweise kein einheitliches, systematisches Konzept extrahieren. Gleichwohl aber können meines Erachtens einzelne Elemente seines Denkens fruchtbar für literaturwissenschaftliche Fragestellungen genutzt werden, wenn man Deleuze nicht als Theoretiker der Entdifferenzierung liest, sondern im Gegenteil als Theoretiker komplexer Differenzierungen. Dabei ist natürlich immer zu beachten, dass den theoretischen Konzepten, die Deleuze entwickelt, bisweilen das revolutionäre Pathos des frühen Poststruktura-

5 Und das Zitat lautet weiter: »Nehmen wir an, die Konstante oder das Maß sei *Mensch-weiß-westlich-männlich-erwachsen-vernünftig-heterosexuell-Stadtbewohner-Sprecher einer Standardsprache* [...]. Offensichtlich hat der »Mensch« die Mehrheit, auch wenn er weniger zahlreich ist als die Moskitos, Kinder und Frauen, Schwarzen, Bauern, Homosexuellen etc... So erscheint er doppelt, einmal in der Konstante und einmal in der Variablen, aus der man die Konstante extrahiert.« (Deleuze 1980b, 27)

lismus anhaftet – mit, zumindest aus heutiger Sicht, durchaus problematischen Implikationen.

III.

Nach diesen einführenden Bemerkungen dürfte klar sein, dass es im Folgenden nicht darum gehen kann, eine an Deleuze angelehnte literaturwissenschaftliche ›Großtheorie‹ zu entwerfen. Im Gegenteil: Ich möchte vielmehr Deleuze selbst folgen und selektiv einige (mehr oder minder prominente) Momente seines Denkens herausgreifen. Dass Deleuze selbst immer auch polydisziplinär gedacht hat, erschließt sich nicht nur aus seinen vielfältigen Arbeitsfeldern – angefangen von der Philosophie über die Literatur bis hin zu Psychoanalyse und Ethnologie –, sondern auch aus seinen Schriften, die stets ›komparatistisch‹ angelegt sind. Dennoch soll und darf nicht verschwiegen werden, dass eine Adaption Deleuzescher Denkmodelle mit dem Problem konfrontiert ist, eine primär philosophisch ausgerichtete ›Theorie‹ bzw. – genauer – philosophische Praxis literaturwissenschaftlich zu operationalisieren, die kaum von einem bestimmten Denk- und Sprachstil zu trennen ist und die immer wieder mit dem Problem einer keineswegs klaren Trennung zwischen Objekt- und Metasprache konfrontiert ist. Daher verstehen sich meine folgenden Ausführungen lediglich als tentative Annäherungen an vier Bereiche seines Denkens: a) an die Idee rhizomatischer Strukturen, b) an das Konzept einer kleinen bzw. minoritären Literatur, c) an das Modell der nomadischen Kriegsmaschine und d) an das ›evolutionäre‹ Konzept von Territorialisierung, De-Territorialisierung und Re-Territorialisierung.

a) Rhizom

Achim Geisenhanslüke stellt fest, dass sich die »Metapher des Rhizoms als eine der einflussreichsten theoretischen Grundfiguren postmodernen Denkens erwiesen« hat (Geisenhanslüke 2003, 96). In der Tat: als Metapher! Unter anderem von Umberto Eco popularisiert (vgl. Eco 1984), findet sich der Begriff mittlerweile vielfach in literaturwissenschaftlichen Zusammenhängen, um, analog zum Begriff des Labyrinths, etwas Verworrenes, Unübersichtliches oder Undurchdringliches im Rahmen vernetzter Strukturen zu bezeichnen. Die metaphorische Verwendungsweise des Rhizom-Begriffs hat dessen Prominenz zweifellos gefördert, im Gegenzug aber seine methodische Valenz, insbesondere im Hinblick auf das denkerische Projekt von Deleuze, bis zur Beliebigkeit ausgedehnt.

Das von Deleuze und Guattari gemeinsam entwickelte Konzept des Rhizoms⁶ bezeichnet vielfältig vernetzte Strukturen, die aus der maximalen Konnexion zwischen ihren verschiedenen Bestandteilen (»Punkten«) bestehen. Daraus ergibt sich eine Heterogenität und Mannigfaltigkeit von Konnexionen im Rhizom, die eine hierarchische Gliederung bzw. Strukturierung unmöglich machen. Aufgrund des Prinzips maximaler Konnexion hat ein Bruch im Rhizom keine Folgen für die Gesamtstruktur: Er ist asignifikant. Beim Rhizom handelt es sich eher

6 Vgl. zum Folgenden Deleuze/Guattari 1997, 12–41.

um eine ›Karte‹ als um eine ›Blaupause‹ (›calque‹): Es ist also keine ›Struktur‹ im sekundären Sinne, die etwas Primäres auf höherer Ebene abbildet, sondern eine – so paradox es klingen mag – formlose Form im primären Sinne, die weder einen privilegierten Zugang bzw. Weg durch sie hindurch vorgibt, noch selbst von irgendeinem Punkt aus ›überschaubar‹ ist. D.h. ein Rhizom ist in seiner Dynamik nicht kalkulierbar, es ist in jeder Hinsicht emergent.⁷

Wie lässt sich ein solches Konzept sinnvoll literaturwissenschaftlich nutzen? In der Textanalyse eingesetzt, kann das interpretatorische Aufschließen eines Textes über das Rhizom-Modell durchaus fruchtbare Ergebnisse zeigen, sensibilisiert es doch für Fragestellungen, die das ›Unordentliche‹ eines Textes als Effekte seiner komplexen strukturellen Verfasstheit analysieren. Beispielsweise lässt sich auf diesem Wege ein Text wie Laurence Sternes *Tristram Shandy* nicht mehr nur als Dokument einer modernen literarischen Textproduktionsverfahren vorwiegenden Schreibweise verstehen, in der *avant la lettre* bereits Formen und Modi moderner Entdifferenzierungslogiken manifest werden. Im Gegenteil, mit Hilfe des Rhizom-Modells lässt sich der Text ›strukturell‹ so aufschließen, dass die dem Text im Produktionsprozess strukturell eingeschriebenen ›Fluchtlinien‹ selbst zum Vorschein kommen. D.h. es ist möglich, den Roman selbst als Rhizom zu lesen, das textuell weder Mitte noch Grenze oder gar eine Tiefendimension besitzt. Man kann zeigen, wie Sternes Roman permanent ›Fluchtlinien‹ aus den internen und externen Ordnungsmustern eröffnet, die sich zum einen im Text selbst in seiner narrativen, rhetorischen und – nicht zuletzt – epistemologischen Verfasstheit zeigen, zum anderen aber auch den im Text selbst weitläufig diskutierten Rezeptionsvorgang betreffen (vgl. Lindemann 2003). Das Rhizom (als methodisches Konzept verstanden) macht es möglich, komplexe Differenzierungsbewegungen von Texten als Ordnungsparameter zu beschreiben, jedoch nicht im Sinne einer ›höheren‹ Ordnung, die sich in diesen Differenzierungsbewegungen abbilden würde, sondern als Mechanismen der Erzeugung von ›flachen‹ Texträumen, die nur in Form einer heterogenen Kartierung der verschiedenen Ordnungsparameter zu erfassen sind.

b) Kleine Literatur

Ein weiteres wichtigstes Problemfeld des Deleuzeschen Denkens betrifft, wie angedeutet, das Verhältnis von Majorität und Minorität. In den gemeinsam mit Félix Guattari unternommenen Analysen zu Franz Kafkas Werk entwickeln die beiden Autoren aus diesem Ansatz eine Theorie der kleinen Literatur (›littérature mineure‹), die nicht nur Anknüpfungspunkte an komparatistische Forschungsfelder wie Vielsprachigkeit oder Minderheitenliteraturen bietet, sondern weit über die Literaturwissenschaft im engen Sinne hinaus eine Reimplementierung des Politischen in die Literaturanalyse anstrebt. Nach Deleuze/Guattari sind es vor allem drei Merkmale, die eine kleine Literatur bestimmen: »Eine kleine oder mindere Literatur ist nicht die Literatur einer kleinen Sprache, sondern die einer Minderheit, die sich einer großen Sprache bedient. Ihr erstes Merkmal ist daher

7 Ausführlicher dazu: Lindemann 2002.

ein starker Deterritorialisierungskoeffizient [coefficient de déterritorialisation], der ihre Sprache erfasst.« (Deleuze/Guattari 1976, 24) Das zweite Merkmal lautet: »In ihnen [den kleinen Literaturen] ist alles politisch. In ›großen‹ Literaturen verknüpft sich die *einzelne Angelegenheit* [affaire individuelle] (das individuelle Geschehen in Familie, Ehe usw.) tendenziell mit anderen, ebenso einzelnen Angelegenheiten, während das gesellschaftliche Milieu bloß als Umrahmung oder Hintergrund dient [...]. Ganz anders dagegen die ›kleine Literatur‹: Ihr enger Raum [espace exigu] bewirkt, dass sich jede individuelle Angelegenheit unmittelbar mit der Politik verknüpft. [...] So verbindet sich das ödipale Dreieck der Familie [triangle familial] mit anderen, mit den geschäftlichen, ökonomischen, bürokratischen, justiziären Dreiecken, die seine Werte bestimmen.« (Ebd., 25) Und drittens: »Schließlich gewinnt in kleinen Literaturen [...] alles an kollektiven Wert. Gerade wegen ihres Mangels an großen Talenten fehlen ihr die Bedingungen für individuelle Aussagen, die ja stets Aussagen des einen oder anderen ›Meisters‹ wären und sich von der *kollektiven Aussage* [énonciation collective] trennen ließen.« (Ebd.)

Kleine Literaturen sind also Literaturen, die sich das minoritäre Prinzip zu Eigen machen, die intensiv werden in einer Sprache und Gesellschaft, die nicht ihre eigene ist, und dasjenige, was im Großen still gestellt ist bzw. still gestellt werden soll, in (kollektive) Bewegung bringen. Eine kleine Literatur richtet sich gegen ein Einfrieren der Ordnung, gegen die Mächtigen, ihre Gesetze und ihre Sprache. Dabei geht die kleine Literatur nicht – wie Deleuze/Guattari an Kafka, aber auch an Melville und Proust zeigen (vgl. Deleuze 1993 u. 1994) – von ›Oben‹ vor, sondern sie zeigt das Rhizomatische von gesellschaftlichen und individuellen Ordnungen auf und versucht diese Ordnungen zu deterritorialisieren.

Eine kleine Literatur lässt sich als rhizomatischer Gegendiskurs verstehen, der Fluchtlinien eröffnet und sich dabei dem Kleinen, Unsichtbaren, eben Minoritären zuwendet. Mit der kleinen Literatur ist auf diese Weise immer auch ein Nicht-Verstehen von Ordnung verbunden und – wie z. B. bei Kafka – ein endloses Verlieren in deren Strukturen, die in ihrer (politischen) Vermengung von Familie, Staat, Recht und Ökonomie selbst rhizomatisch sind. Das Konzept einer kleinen Literatur ist zweifellos kein Konzept, aus dem sich ein generell operationalisierbares Instrument für literaturwissenschaftliche Analysen entwickeln ließe, aber doch eines, das den Blick sensibilisiert für jene vielfältigen Effekte des Minoritären, die – vielleicht mehr als bislang angenommen – literarische Texte durchströmen.⁸

Das Konzept einer kleinen Literatur kann in diesem Sinne den polyvalenten Status literarischer Texte zwischen minoritären und majoritären Diskursen, auch und gerade in literaturhistorischer Perspektive, strukturell deutlich machen. Dies geschieht jedoch nicht im Sinne eines Interdiskurses, der die Austauschkapazitäten der verschiedenen Diskurse sichtbar macht, sondern eher als Versuch, in das Rhizomatische von Ordnungen, d. h. in ihre Verkettungsabfolgen einzudringen

⁸ Einer der minoritären Effekte bei Kafka wäre etwa das Tierwerden, vgl. Deleuze/Guattari 1976, 15 ff.

und ihre Kontingenz, Flüchtigkeit und Heterogenität sowie ihre selbstreproduktiven Mechanismen aufzuzeigen.

c) Die nomadische Kriegsmaschine

Ein ›kleiner‹ Schritt ist es von der kleinen Literatur zur nomadischen Kriegsmaschine (»machine de guerre«).⁹ Während eine kleine Literatur gewissermaßen von ›Innen‹ her in Ordnungen eindringt, sie darstellt und unterminiert, wird die nomadische Kriegsmaschine als Mechanismus oder – vielleicht genauer – als Kraft verstanden, die sesshafte Ordnungen von ›Außen‹ unterminieren kann. Man kann es so ausdrücken: Die nomadische Kriegsmaschine ist eine Kraft, die das ›Außen‹ in seinem minoritären Charakter gerichtet gegen hierarchisch-genealogische Ordnungen einsetzt. Die nomadische Kriegsmaschine produziert aktiv Rhizome, die sich parasitär und unkontrollierbar in Ordnungen einnisten.

Ohne detailliert auf die kulturhistorische Fundierung der nomadischen Kriegsmaschine bei Deleuze/Guattari eingehen zu können, muss jedoch erwähnt werden, dass diese nomadische Kriegsmaschine einen vom Staat unabhängigen historischen Ursprung besitzt und wesensmäßig einer anderen Spezies als der Staat angehört: Sie löst Bindungen und bricht Abkommen. Während der Staat das Prinzip der Sesshaftigkeit verkörpert und darauf bedacht ist, sein Territorium ein- und abzugrenzen, verkörpert die Kriegsmaschine das gegenläufige Prinzip und versucht, das Territorium des Staates erneut in einen glatten, nicht-stratifizierten Raum zu verwandeln. Die Kriegsmaschine vereint in dieser Weise destruktive bzw. exzessive und kreative Momente und veranschaulicht als Entdifferenzierungsmechanismus das projektive Prinzip des Vitalen selbst. Die nomadische Kriegsmaschine ist nach Deleuze/Guattari eine Erfindung der nomadisch-tribalen Zivilisationsform, die vom rhizomatischen Banden- und Meutentypus beherrscht wird. Führer nomadisch-tribaler Gemeinschaften erwerben ihre Autorität durch Ansehen und Ruhm und stützen ihre Macht nicht auf eine wie auch immer legitimierte Staatsverfassung. Während der Staat in seiner Interiorität auf ein Außen angewiesen ist, um seine Souveränität (auch und gerade im Modus der Raumbeherrschung) extrinsisch zu begründen, ist die nomadische Kriegsmaschine in ihrer reinen Äußerlichkeit auf eine intrinsische, organische Begründung der Macht angewiesen.

Ein Beispiel zunächst aus einem nicht-literaturwissenschaftlichen Bereich soll verdeutlichen, was eine nomadische Kriegsmaschine ist und wie sie funktioniert:¹⁰ Als nomadische Kriegsmaschine ließe sich die im Internet weit verbreitete Geschenkökonomie verstehen, die sich trotz massiver Bemühungen zur Kommerzialisierung des Internets bis heute erhalten hat, vor allem was den unentgeltlichen Vertrieb von Nachrichten, Informationen und Daten angeht. Im Rahmen der *Open-Source*-Debatte erregen bis heute vor allem solche Computerprogramme die Gemüter, mit deren Hilfe kostenlos Musiktitel aus dem Internet herunter geladen werden können. Viele dieser Musikaustauschbörsen sind

9 Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf das Kapitel »1227 – Abhandlung über Nomadologie: Die Kriegsmaschine in Tausend Plateaus« (vgl. Deleuze/Guattari 1997, 481–585).

10 Ausführlicher dazu: Lindemann 2002.

mittlerweile dezentral organisiert, d.h. weltweit werden tausende Rechner dafür benutzt, die Musiktitel im Internet zirkulieren zu lassen. So wird es praktisch unmöglich zurückzuerfolgen, wer welchen Musiktitel herunter geladen hat, da die Titel immer wieder neu auf verschiedenen Rechnern abgelegt werden. Und gelingt es staatlichen Institutionen zuweilen, eine Musiktauschbörse zu schließen, so entstehen sofort zahlreiche ›Klone‹, mit denen man wie vorher Musiktitel tauschen kann. An diesem Beispiel lässt sich gut demonstrieren, was die nomadische Kriegsmaschine in ihrer reinen Äußerlichkeit bedeutet und was mit dem Meuten- und Bandentypus innerhalb von nomadischen Kriegsmaschinen gemeint ist. Es geht gerade nicht darum, stabile Ordnungen mit hierarchischem Aufbau zu etablieren, die sich auf feste Machtdispositive stützen, sondern im Gegenteil darum, permanent Fluchtlinien im Rhizom, hier des Internets, zu eröffnen.

Doch was hat dies mit Literatur und Literaturwissenschaft zu tun? Zunächst einmal bietet das Konzept der nomadischen Kriegsmaschine hervorragende Anknüpfungspunkte an literaturhistorische Fragestellungen, die das Verhältnis von ›kleinen‹ zu ›großen‹ Literaturen betreffen sowie das Verhältnis von so genannter E- zu so genannter U-Literatur. Mit dem Konzept der nomadischen Kriegsmaschine ließe sich nach den internen Mechanismen der Ausdifferenzierung literarischer Subsysteme fragen, allerdings nicht im Sinne der Systemtheorie, deren binäre Kodierungsmuster zur Analyse literarischer Kommunikation gerade das Gegenteil dieses Konzepts darstellen. Eine Analyse im Sinne der nomadischen Kriegsmaschine würde zum Beispiel den besonderen Status literarischer ›Meuten- und Bandenbildung‹ berücksichtigen können, wie sie für die literarische Moderne typisch ist. Phänomene wie mehrfache Autorschaft, anonyme Veröffentlichungstechniken oder intermediale Vernetzungsstrategien von Literatur könnten in neuem Licht gesehen werden. Auf der anderen Seite könnte die mit der Literatur eng verknüpfte Institutionengeschichte neu betrachtet werden: als die andere Seite nomadisch-literarischer Veräußerlichungstechniken. Selbst für die vormoderne Literatur ließe sich das Konzept der nomadischen Kriegsmaschine operationalisieren, könnten damit z.B. besser als bisher literarische Streitkulturen analysiert werden, die im Rahmen der Ausdifferenzierung des modernen Literaturverständnisses im 18. Jahrhundert bekanntlich eine entscheidende Rolle spielen, allerdings nicht im Sinne einfacher Abhängigkeitsverhältnisse, sondern im Sinne einer aparallelen Evolution (vgl. Deleuze/Guattari 1997, 20 f.).

d) Territorialisierung / De-Territorialisierung / Re-Territorialisierung

Ein vierter wichtiger Aspekt des Denkens von Deleuze, der sich durch viele seiner insbesondere mit Félix Guattari ausgearbeiteten Schriften zieht, ist die Frage, wie Strukturierungs- und Entstrukturierungsprozesse im Rhizom, in der kleinen Literatur oder im Rahmen des Konzepts »nomadische Kriegsmaschine« vs. »Staat« zusammenhängen. Geht man mit Deleuze davon aus, dass Ordnung lediglich eine Verlangsamung von Strömen ist bzw. eine zeitweilige Einkerbung von realen, virtuellen, imaginären, symbolischen oder zeichenhaften Territorien, so genügt es nicht festzustellen, dass diese Ströme mit Hilfe einer nomadischen Kriegsmaschine wieder beschleunigt bzw. die Territorien wieder in »glatte«, un-

gekerbte Räume verwandelt werden können. Es muss vielmehr die Frage gestellt werden, wie die Strukturierungs- und Entstrukturierungsprozesse zusammenhängen.

Deleuze/Guattari beschreiben dieses Verhältnis, kurz gesagt, in einem zirkulär gedachten Dreierschritt: Zunächst erfolgt eine Territorialisierung durch den »Staat«, der versucht, Strukturen der Herrschaft über die »glatten« Räume zu legen. Demgegenüber steht eine »nomadische Kriegsmaschine«, die diese Räume erneut deterritorialisiert. Dies möchte der »Staat« verhindern, um sein Machtdispositiv zu erhalten, d.h. er versucht, die De-Territorialisierung wiederum in Territorialisierung, bzw. in Re-Territorialisierung zu verwandeln.

Interessant an dem Ansatz von Deleuze/Guattari ist, dass mit diesem Modell ›evolutionäre‹ Entwicklungen im Rahmen kultureller Kontexte nicht mehr als lineare Prozesse mit progressiver oder gar teleologischer Perspektive verstanden werden, sondern als Prozesse eines permanenten nicht-linearen Austausches zwischen Ordnung und ›Unordnung‹. Dabei beeinflusst das Ungeordnete in erheblichem Maße das, was die jeweilige Ordnung an Struktur zu generieren vermag, d.h. auch die Ordnung befindet sich, wenn auch mit geringerer Geschwindigkeit, permanent in Bewegung. Während viele Modelle kultureller Evolution von Prozessen ausgehen, die zu generellen Codeumstellungen führen, und mit der Beobachtungsparadoxie von ›alt‹ und ›neu‹ arbeiten (vgl. Wägenbaur 2000 u. Lindemann 2001), wird dieses Problem bei Deleuze/Guattari von vorneherein auf eine andere Ebene verlagert. Nicht die Frage, was ist ›alt‹ und was ist ›neu‹, ist entscheidend, sondern wie stabil, d.h. vor allem wie flexibel kann eine Ordnung bei der Integration von ordnungsstörenden Elementen reagieren, kurz: Mit welcher Dynamik können Ordnungen das Ungeordnete in einer disziplinierten Form in die eigene Struktur implementieren? Das Modell von Deleuze/Guattari arbeitet daher nicht mit Mechanismen der Ausschließung oder Negation, bei denen Ableitungen aus dem Vorhergehenden vorgenommen werden müssen, sondern es fragt nach jenen Momenten, die Irritationen innerhalb von Ordnungen verarbeiten können und dabei die Ordnung selbst verändern. Emergenz wäre in diesem Sinne als Re-Territorialisierungseffekt lesbar, d.h. als struktureller Effekt der Ordnung selbst, die auf ein zunächst inkommensurables Außen reagiert.

Aus literaturwissenschaftlicher Sicht öffnet dies nicht nur die Perspektive auf die Labilität und Komplexität von Ordnungsparametern innerhalb literaturhistorischer Entwicklungen, sondern es schärft (vergleichbar mit diskursanalytischen Verfahren) den Blick auch für deren politische Dimensionen. Das Territorialisierungs-/De-Territorialisierungs-Modell sensibilisiert also für die Legitimität eines literarischen Diskurses zu einem gegebenen Zeitpunkt. Es zeigt auf, wie sich bestimmte literarische Diskurse als machtvolle Ordnungsschemata organisieren und mit welchen Strategien diese Ordnungsschemata auf andere Literaturformen, -strömungen usw. reagieren. Die leitenden Fragestellungen müssten lauten: Gibt es Territorialisierungsstrategien auch im Rahmen literarischer Diskurse? Und wenn ja, wie sehen diese aus? Wie reagiert ein literarischer Diskurs auf andere alternative literarische und nicht-literarische Diskurse, die seine domi-

nante Stellung unterminieren, wobei – natürlich – auch der Prozess der Literaturgeschichtsschreibung selbst mit einbezogen werden müsste?

Beispielsweise ließe sich von dieser Warte aus die Frage stellen, ob nicht der »romantische« Diskurs selbst schon eine Re-Territorialisierungsstrategie bezüglich spätaufklärerischer De-Territorialisierungen darstellt, und zwar gerade im Gegensatz zu den meisten literaturhistorischen Verortungen des »romantischen« Diskurses. Ein Beispiel für einen solchen spätaufklärerischen Text mit starken de-territorialisierenden Tendenzen wurde bereits genannt: Sternes *Tristram Shandy*. Indem die romantische Literatur experimentelle Schreibverfahren programmatisch werden lässt und in den produktionsästhetischen Diskurs der Zeit einspeist, bildet sie, so die These, vermittels einer Re-Territorialisierung gleichzeitig eine andere diskursive Ordnung aus.

Weiter gefragt: Ließe sich die spätere sogenannte »Trivialromantik« dann nicht als erneuter Versuch der De-Territorialisierung lesen, die hochartifizielle »romantische« Programmatiken anschließbar macht an Rezeptionserwartungen eines breiteren Publikums? Und schließlich: In welchem Verhältnis steht (in Deutschland) der romantische zum klassizistischen Diskurs der Zeit, der nach Koschorke selbst eine Form von ›Staatenbildung‹ darstellt, indem er den autolegitimatorischen Diskurs der Sturm-und-Drang-Zeit, welcher selbst zunächst de-territorialisierend in Bezug auf das absolutistische Machtdispositiv der Literatur einer anderen »Klassik« wirkte, in eine neue »klassizistische« Programmatik überführte (vgl. Koschorke 1999, 398 ff.)?

Die Fragen (auf generellem Niveau) wären also: Wie funktionieren literarische Ordnungen (und Unordnungen)? Welche Positionen sind zu besetzen, welche Verkettungsabfolgen sind zu etablieren, um eine Ordnung auf breiter Front im literarischen Diskurs durchzusetzen? Werden die Ordnungen in den Texten literarischer oder programmatischer Art abgebildet? Wie stellt sich der literarische Diskurs zu anderen Diskursen der Zeit, die selbst versuchen, einen de-territorialisierenden literarischen Diskurs zu re-territorialisieren? Kurz: Wie ist seine politische Einbettung in den diskursiven Kontext der Zeit?

Es ist klar, dass ein solches literaturgeschichtliches Modell keine klaren Epochenmerkmale mehr liefert, die sich über den Bruch zu vorhergehenden und teilweise gleichzeitigen literarischen Entwicklungen definieren. Es geht vielmehr darum, zu zeigen, wie sich Strukturierungs- und Entstrukturierungsprozesse im Rahmen literarischer Ordnungen ereignen. Nicht die Frage nach ›alt‹ oder ›neu‹ wäre zu stellen, sondern danach, wie stark hemmen oder beschleunigen bestimmte literarische Ordnungen (und Unordnungen) das, was man gemeinhin »literarische Evolution« nennt? Aus komparatistischer Perspektive wäre es dabei möglich, solche Strukturierungs- und Entstrukturierungsprozesse länder- und sprachübergreifend in den Blick zu nehmen, zumal sich ja literaturhistorische Entwicklungen ohnehin nur selten aus einer nationalsprachlichen Perspektive adäquat darstellen und beurteilen lassen. Was mit diesen Konzepten komparatistisch gewonnen wäre, lässt sich vielleicht auf die kurze Formel bringen, dass der Heterogenität und Dynamik von Ordnungsmustern und -parametern textlich und historisch stärker als bisher Rechnung getragen werden könnte.

Bibliographie

- Balke, Friedrich: Gilles Deleuze, Frankfurt/Main, New York 1998. [Balke 1998]
- Chlada, Marvin: Denken mit dem rosaroten Panther. Deleuze und die Philosophie, in: Das Universum des Gilles Deleuze. Eine Einführung, hg. von dems., Aschaffenburg 2000, 11–52. [Chlada 2000]
- Deleuze, Gilles: Philosophie und Minderheit, in: ders.: Kleine Schriften, übers. von K. D. Schacht, 1980, 27–29. [Deleuze 1980b]
- Proust und die Zeichen, übers. von Henriette Beese, Berlin 1993. [Deleuze 1993]
- Bartleby oder die Formel, übers. von Bernhard Dieckmann, Berlin 1994. [Deleuze 1994]
- u. Félix Guattari: Kafka. Für eine kleine Literatur, übers. von Burkhard Kroeber. Frankfurt/Main 1976. [Deleuze/Guattari 1976]
- u. Félix Guattari: Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie, Bd. 1, übers. von Bernd Schwibs, Frankfurt/Main 1977. [Deleuze/Guattari 1977]
- u. Félix Guattari: Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Bd. 2, übers. von Gabriele Ricke u. Roland Vouillié, hg. von Günther Rösch, Berlin 1997. [Deleuze/Guattari 1997]
- Eco, Umberto: Nachschrift zum Namen der Rose, übers. von Burkhard Kroeber, München, Wien 1984. [Eco 1984]
- Ernst, Thomas: Eine kleine Literaturtheorie. Zur Rezeption von Gilles Deleuze in der gegenwärtigen Literaturwissenschaft, in: Das Universum des Gilles Deleuze. Eine Einführung, hg. von Marvin Chlada, Aschaffenburg 2000, 158–174. [Ernst 2000]
- Foucault, Michel: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, übers. von Ulrich Köppen, Frankfurt/Main 1971. [Foucault 1971]
- *Theatrum Philosophicum*, in: Deleuze, Gilles u. ders.: Der Faden ist gerissen, übers. von Walter Seitter u. Ulrich Raulf, Berlin 1997, 21–58. [Foucault 1997]
- Frank, Manfred: Was ist Neostukturalismus?, Frankfurt/Main 1984. [Frank 1984]
- ›Wörter, Wörter, Wörter...‹ Eine Abrechnung mit dem Poststrukturalismus aus Anlaß der deutschen Übersetzung von Gilles Deleuze & Félix Guattari: *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus* und Gilles Deleuze: *Differenz und Wiederholung*, in: DIE ZEIT, Nr. 38 (11.9.1992), 74 f. [Frank 1992]
- Geisenhanslüke, Achim: Einführung in der Literaturtheorie, Darmstadt 2003. [Geisenhanslüke 2003]
- Gumbrecht, Hans Ulrich: In 1926. Living at the Edge of Time, Cambridge/Mass. u.a. 1997. [Gumbrecht 1997]

- Hesper, Stefan: Schreiben ohne Text: die prozessuale Ästhetik von Gilles Deleuze und Felix Guattari, Opladen 1994. [Hesper 1994]
- Kafka, Franz: Ein altes Blatt, in: ders.: Sämtliche Erzählungen, hg. von Paul Raabe. Frankfurt/Main, 1970, 129–131. [Kafka 1970]
- Kleiner, Marcus S. u. Achim Szepanski (Hg.): Soundcultures, Frankfurt/Main 2003. [Kleiner/Szepanski 2003]
- Koschorke, Albrecht: Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, München 1999. [Koschorke 1999]
- Lindemann, Uwe: Rezension zu Wägenbaur 2000, in: Komparatistik. Jahrbuch der Deutschen Gesellschaft für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft 2000/2001, Heidelberg 2001, 182–184. [Lindemann 2001]
- Das Ende der jüngeren Steinzeit. Zum nomadischen Raum-, Macht- und Wissensbegriff in der neueren Kultur- und Medientheorie, in: Raum, Wissen, Macht, hg. von Rudolf Maresch u. Niels Werber, Frankfurt/Main 2002, 214–234. [Lindemann 2002]
- Wo anfangen? Autobiographie, Rhizom und das nomadische Schreiben in Laurence Sternes *Tristram Shandy*, in: Anfänge und Übergänge, hg. von Kurt Röttgers u. Monika Schmitz-Emans, Essen 2003, 126–143. [Lindemann 2003]
- Theweleit, Klaus: Männerphantasien, Bd. 1 u. 2, München, Zürich 2000 (Orig. 1977/78). [Theweleit 1977/78]
- Wägenbaur, Thomas (Hg.): Blinde Emergenz? Interdisziplinäre Beiträge zu Fragen kultureller Evolution, Heidelberg 2000. [Wägenbaur 2000]